Gemeinden in Bewegung

Im Jammertal

Stellen Sie sich Gemeinden vor, die sich im Jammertal eingerichtet haben. Einst waren sie mutig und voller Hoffnung losgezogen, um die Welt zu verändern. Dann hatte sich alles als mühsamer und zäher erwiesen als gedacht. Widerstände ließen die Kräfte erlahmen und die Begeisterung ebte ab. Nun herrscht nur noch laue Unzufriedenheit und man ist sich einig im Jammern. Wenn sich aber Müdigkeit sich breit macht und Jammern den Ton bestimmt, wird die Luft immer dünner, verlassen bald auch die letzten Aufrechten mit Grausen das sinkende Boot und Neue, die interessiert in der Gemeinde vorbeischaun, setzen ihre Suche nach einem Ort der Geborgenheit und des Lebens mit einem Schulterzucken fort. So läuft die negative Dynamik immer schneller, die lähmende Lustlosigkeit nimmt zu und zum Schluss herrscht Funkstille oder ein mühsam aufrecht gehaltenes Notprogramm.

Schritte wagen

Hören wir doch auf, um uns selbst zu kreisen! Wir bedauern uns selbst, fühlen uns den Puls, fragen uns ständig wie es uns geht und sind nur mit der eigenen Lagebestimmung befasst. Das kann eine Gemeinde ganz schön in Trab halten, denn auch das Kreisen um sich selbst setzt in Bewegung – nur: die Gemeinde kommt dabei nicht von der Stelle. Es werden viele Papiere produziert, Leitbilder entworfen, neue Strukturen konzipiert und in Organigrammen die Kompetenzen geklärt, aber trotzdem ändert sich nichts wirklich. Man ist nur mit sich selbst beschäftigt. Ziele werden entwickelt, aber sie sind eher eine Projektion eigener Wünsche in eine ferne Zukunft als ermutigende Herausforderungen.

Natürlich ist es nicht schlecht, wenn sich eine Gemeinde um sich selber kümmert, ihre Lage ehrlich und kritisch begutachtet, um herauszufinden wo sie steht, um dann die nötigen Konsequenzen zu ziehen. Aber bei diesem letzten Schritt hapert es oft. Man bleibt bei sich selbst stehen.

Wegschauen von sich selbst bedeutet, endlich aufzuhören zu fragen: „Wie geht es uns? Wie sehen wir aus? Machen wir alles richtig? Sind wir gut? Wie stehen wir im Vergleich zu anderen Gemeinden?“ Nicht immer noch besser zu werden, weitere Ideale aufzubauen und ständig im Zwiespalt der vielfältigsten Wahlmöglichkeiten hängen zu bleiben. Auch wenn wir noch nicht alles wissen, auch wenn wir noch keine heile und perfekte Gemeinde sind, auch wenn wir deutlich die Mängel in unserer Mitte erkennen: trotzdem loszugehen – weg von sich selbst! Wenn wir warten wollen, bis wir endlich alle Bedingungen erfüllt haben, die Gemeindeaufbau-Experten aufstellen, werden wir nie in Bewegung kommen. Wenn wir auf Gefühle hoffen, die uns in Begeisterung versetzen, oder geistlicher ausgedrückt: wenn wir eine Erweckung zur Voraussetzung für die nächsten Schritte machen, dann wird alles so bleiben wie es ist. Wir verharren in der inneren Nabelschau und halten das zuletzt für geistliches Leben.

Versöhnung leben

Von sich wegschauen heißt, den anderen wahrzunehmen wie er ist und ihn nicht unter der Fragestellung zu beurteilen: „Welche Vorteile bringst du mir, was trägst du dazu bei, damit mein Leben besser wird?“ Den anderen um seiner selbst willen wahrnehmen, erkennen, was ihn beschäftigt, was ihn ausmacht und vielleicht bedrückt, um dabei herauszufinden, wo ich ihm helfen und in seiner Lebenslage dienen kann. Vielleicht gehen mir tatsächlich dabei zum ersten Mal die Augen auf und ich erkenne mein Gegenüber in ganz neuer, ungeahnter Weise. Der erste Schritt heraus aus dem Jammertal heißt also, sich mit ehrlichem Interesse zu begegnen, einander mutige Fragen zu stellen, aufeinander zu hören. Wir erzählen einander unsere Lebens-Geschichten und halten einander aus, wenn wir uns auf die Nerven gehen und unsere Unterschiede zutage treten.

Wir brauchen eine offene Gesprächskultur, auch wenn das Gemeindeleben dadurch schwieriger und anspruchsvoller wird. Denn die Frage, die sich dem Erkennen des anderen unmittelbar anschließt, lautet: Darf der andere ganz anders sein? Korrigiere ich mein Bild von ihm oder setze ich alles ein, damit er in der bisherigen Schublade bleibt? Gerade in kleinen Gemeinden oder in Gemeinschaften, wo sich die einzelnen gut kennen, ist oft alles in Schubladen eingeteilt und jeder hat seinen festgelegten Platz, die ganze Gemeinde ist ein gut ausgetüfteltes Regalsystem mit unveränderbarem Register.

Hier kann Neues erst aufbrechen, wenn man sich gegenseitig freigibt, bereit ist, einander mit neuen Augen zu sehen, sich neu kennen zu lernen. Tun Sie doch einfach so, als hätten Sie sich noch nie gesehen, als würden Sie sich zum ersten Mal begegnen! Warum ist das oft so schwer? Stehen alte Verletzungen, Schuld und Verfehlungen zwischen Ihnen und hindern die neue Sichtweise? Zum Loslassen gehört Vergebung, wo nötig muss Schuld bekannt und ausgesprochen werden, damit sie endgültig ausgeräumt werden kann. Aber Achtung: sehr schnell ist man wieder bei den eigenen Empfindungen, kreist um das, was einem angetan wurde und leckt die eigenen Wunden. Seien Sie großzügig und barmherzig, vertiefen Sie die alten Geschichten nicht noch mehr, sondern verzichten Sie eher auf Ihr Recht, statt alte Vorwürfe ständig zu wiederholen. Seien Sie bereit zu vergeben und zu vergessen, um neu anfangen zu können. Das ist die Grundlage zu einer Versöhnung, in der sich verletzte Herzen neu finden. Sie machen sich klar: Es geht nicht um die eigene Empfindlichkeit, es geht nicht um ein Rechthaben, es geht nicht einmal um die stolze Würde des eigenen Ichs – es geht an erster Stelle um die Not dieser Welt.

Die Phase der Reinigung ist die Tür nach draußen, sie ist kein Dauerzustand, so dass man sich in einer Haltung von ständiger Selbstzerknirschung einrichten und darin aufgehen könnte. Buße hat keinen Wert, wenn sie nicht aus der Sünde herausführt – in neues Land. Eine veränderte Haltung ist nötig, um fähiger zu werden, Gott und den Menschen zu dienen

Den Auftrag entdecken

Denn es geht letztlich nicht vorrangig darum, eine starke und selbstbewusste Gemeinde zu werden oder eine optimale Gemeinschaft von Gleichgesinnten zu bilden. Ein intensives Gemeinschaftsgefühl bindet die Kräfte nach innen, denn es will gepflegt werden. Aber keine Gemeinde ist um ihrer selbst willen da, denn sie hat einen Auftrag. Diesen gilt es herauszufinden und umzusetzen. Grundvoraussetzung ist, dass die einzelnen Gemeindeglieder nicht mehr fragen, was ihnen diese Gemeinde persönlich bringt oder wozu ihnen die Gemeinde dient. Sondern Ziel muss sein, sich umgekehrt zu überlegen, was der Einzelne für die Gemeinde tun kann, was sein Beitrag ist, damit die Gemeinde ihren Auftrag ausführen kann. Jedes Glied in der Gemeinde bringt etwas ein, es gibt keine Nutznießer, Konsumenten, Zuschauer, wenn es um das Rettungswerk an dieser Welt geht.

Konkret bedeutet dies: Die Gemeinde kommt in ihrer Vielfalt zusammen, um gemeinsam herauszufinden, was sie prägt, was sie motiviert, was sie eint. Sie wollen im anderen Christus entdecken. Sie suchen nach dem Verbindenden ihres Glaubens, sie wollen miteinander den Kern der christlichen Botschaft verstehen. Sie reden hörend miteinander, denn sie wollen wahrnehmen, was Gott durch den anderen sagt. Gemeinsam fragen sie nach ihrem Auftrag. Das ist nicht so einfach getan wie gesagt, denn unsere Gemeinden sind weitgehend nicht geübt, den Prozess der Meinungsbildung bis zu einem guten Ende durchzuhalten. Weitgehend herrscht die Meinung vor, dass im christlichen Bereich alles selbstverständlich sei, oder doch zumindest schnell Ergebnisse gefunden werden müssten, wenn man nur mit der richtigen Haltung an die anstehenden Fragen herangeht. Wird es mühsam, wirft man sich vor, es würde an der grundsätzlichen Gesinnung, der Gutwilligkeit oder dem Bemühen um Einigkeit mangeln, statt Spannungen und notwendige Auseinandersetzungen auszuhalten. Genau das aber ist bei der gegenwärtigen Meinungsvielfalt auch im christlichen Bereich nicht zu umgehen, gemeinsame Ergebnisse sind der Erfolg harter gemeinsamer Arbeit.

Alle mit einbeziehen

So kommt es, dass in vielen Gemeinden die Arbeit ein paar geübten Spezialisten überlassen wird, während andere sich auf ihre Schwachheit zurückziehen und betonen, sie wären noch nicht so weit für diese anstrengende Art des Gemeindelebens, sie müssten in ihrem Glauben erst noch wachsen. Oft ist das eine Ausrede, die mit dem Vorwurf verbunden wird, es würde auf die Schwachen keine Rücksicht genommen, denn ein paar starke Vordenker würden das Tempo vorgeben. In ihrer Wehleidigkeit sehen diese Gemeindeglieder nicht, dass auch der Schwache seinen Teil beitragen kann. Ziehen sie sich zurück und richten sich im Schmollwinkel ein, blockiert die eigene oder gemeinsame Schwachheit das Weitergehen. Nun bestimmt die Herrschaft der Schwachen in machtvoller Weise das Gemeindeleben und alles dreht sich um die Bedürftigen. Die Frage, die mir immer wieder gestellt wird, heißt: Wie viel Schwache erträgt eine Gemeinde? Wird nicht eine Gemeinde, in deren Mitte sich viele Angeschlagene befinden und die sich zuerst um die „Fußkranken“ kümmern muss, am Vorangehen gehindert?

Tatsächlich werden christliche Gemeinden zunehmend zum Sammelbecken für Menschen, die im Tempo der heutigen Zeit nicht mehr mitkommen und als „unfähig“ ausgestoßen werden. Aber die Gemeinde darf dadurch nicht zu einem Ort von fußlahmen und kranken Menschen werden, die sich nur bemuttern und versorgen lassen möchten, die ihre Streicheleinheiten abholen und vor allem die Leiter stundenlang beschäftigen und aussaugen, ohne sich aktiv um eine tatsächliche Veränderung ihrer Lebenssituation zu bemühen. Wer schwach ist, sehe zu, dass er stark werde oder entdecke, wie Paulus, dass gerade auf den Schwachen eine Verheißung liegt: „Wenn ich schwach bin, dann bin ich stark!“ Die Gemeinde bietet Hilfsmöglichkeiten an, psychisch, geistlich, körperlich stark zu werden, sie gibt jede erdenkliche Unterstützung bei einem Prozess ganzheitlicher Gesundheit – aber sie lässt sich nicht blockieren und hindern in ihrem Auftrag. Sie fordert heraus und gibt auch den Bedürftigen eine Perspektive – vielleicht genesen sie ja daran, dass sie endlich gebraucht werden, spüren, wie wichtig sie sind und dass sie ihren Beitrag geben können.

Durch Konflikte zu Neuem kommen

In dem Prozess, eine gemeinsame Orientierung zu finden, wegzuschauen von sich, um den Auftrag zu entdecken, den Gott gegeben hat, spielen Konflikte und zwischenmenschliche Reibungen eine große Rolle. Durch Probleme wächst eine Gemeinde, sie sind eine Herausforderung, alle Kräfte zu mobilisieren. Dabei entdecken die Gemeindeglieder erst so richtig, was in ihnen steckt. Manche Gemeinden sind in Lethargie und Passivität versunken. Konflikte dagegen wecken auf, zwingen zu einer klärenden Auseinandersetzung miteinander und helfen dabei, den anderen neu zu verstehen und sich ehrlicher als vorher zu begegnen. Wir sollten deshalb in den Gemeinden keinen Auseinandersetzungen aus dem Weg gehen. Schwierigkeiten sind Chancen, in ihnen steckt das Potenzial zu Neuem. Wenn jeder nur für sich lebt und denkt und seine eigene Spur zieht, kommen wir einander nicht in die Quere. Wenn wir uns aber um den Auftrag bemühen, der uns als Gemeinde gegeben ist, wird es ernst. Wir können einander nicht mehr aus dem Weg gehen – und das ist gut so. Probleme, Schwierigkeiten und Konflikte zeigen uns außerdem, wo Nachholbedarf besteht, wo die Schwachstellen liegen, und wir können nun die Löcher stopfen, um gute Gefäße zu sein, die viel aufnehmen und weitergeben können.

Kein Problem, kein Konflikt in der Gemeinde ist Sache des einzelnen, alle sind herausgefordert die Hürden zu überwinden. So lernt eine Gemeinde miteinander mutig und sicher voranzugehen. Sie bleibt nicht vor den Hindernissen stehen, sondern bekommt Erfahrung und Kompetenz. Wir sollten deshalb als Gemeinde lernen, Gott in den Schwierigkeiten zu loben – ja mehr noch, Gott für alle Probleme und Krisen zu danken. So wird eine Gemeinde stark und konfliktfähig.

Außerdem gewinnt eine Gemeinde, wenn sie sich den Schwierigkeiten stellt, an Authentizität und Ausstrahlung, denn dann wird sie echt. Jetzt ist Gemeindeleben nicht mehr nur ein harmloses Spiel, sondern der Ernstfall des Lebens, so kann Glauben nicht nur erlebt, sondern ganz konkret miteinander gelebt werden. Gemeinde ist nicht mehr eine paradiesische Insel jenseits von gut und böse, sondern mitten in der Welt, hier hat sie sich zu bewähren – und das tut ihr gut!

Johannes Stockmayer